Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 24

Artikel: Briefe an eine moderne Frau

Autor: Schmid, F.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748061

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

III. Jahrgang | 31. Juli 1909 | Heft 24

Der Held.

Im Hochwald wühlt der Föhn. Das ächzt und kracht!
Rings neigen sich die Bäume seiner Macht.

Nur einer, der steht aufrecht in dem Sturm,
Im wildbewegten Meer ein Fels, ein Turm.

Ein Held. Stolz reckt sein Haupt sich hoch empor
Im Wind, der andre Stämme biegt wie Rohr.

Und das Geheimnis, das er in sich barg?
Er war gebrochen bis ins tiefste Mark.

Hans Beerli.

Briefe an eine moderne Frau.

Von F. O. Schmid.

V.

Verehrte Freundin! Sie kennen die Stelle aus „Niels Lyhne“, wo dessen kranke Mutter von der, durch viele Jahre in ihrer Phantasie lebendig gewesenen Schönheit der Welt spricht, die sie nun nicht mehr sehen soll.

„Ich sterbe so ungern“, seufzte sie vor sich hin. „Weißt du, an was ich während all der schlaflosen Nächte dachte, als der Tod so furchtbar nahe erschien? . . . was mir von allem das Schwerste war? Daß es so viel Schönes und Großes da draußen in der Welt gibt, von dem ich wegsterben sollte, ohne es gesehen zu haben. Ich dachte an die tausend, tausend Seelen, denen es eine Freude gewesen, denen es Wachstum geschenkt hat; aber für mich hat es nicht existiert, und wenn meine Seele nun auf matten Flügeln armselig von dannen flatterte, so nahm sie von all der Herrlichkeit ihrer Heimat keinen güldenen Abglanz in strahlender Erinnerung mit; sie hatte ja nur in der Ofenecke gesessen und auf die Märchen von der wunderbaren Erde gelauscht. Niels, niemand kann fassen, welch ein unsagbares Elend es ist, so in der schwülen

Dämmerung des Krankenzimmers dazuliegen und in seiner fiebererregten Phantasie zu kämpfen, um die Schönheit unbekannter Gegenden vor sich hinzuzaubern; ich erinnere mich an schneebedeckte Alpengipfel über blauschwarzen Seen, an hell schimmernde Flüsse zwischen Weinbergen, und langgestreckte Berge, auf denen Ruinen über Wälder emporragten, auch an hohe Hallen und Marmorgötter — und dies alles niemals erreichen zu können, es für immer verloren zu geben, um dann noch einmal von vorn zu beginnen, weil es so unendlich schwer war, Lebewohl zu sagen, ohne den geringsten Teil daran gehabt zu haben. . . . O Gott, Niels, sich so mit ganzer Seele darnach zu sehnen, während man fühlt, wie man der Schwelle zu einer anderen Welt immer näher kommt, auf der Schwelle zu stehen und so sehnsüchtig zurückzublicken, während man unaufhaltsam durch die Tür gedrängt wird, wohin einen keine, keine Sehnsucht drängt!"

Niels versucht seine Mutter zu trösten. Er verspricht ihr, sobald die Gesundheit es erlaube, mit ihr überall dahin zu reisen, wo diese Schönheit zu finden sei. Und dann reisen sie auch:

„Es kam alles — alles kam; aber es ergriff und erfüllte sie weder mit solcher Macht, noch mit der Innerlichkeit, die sie erwartet hatte. Sie hatte es sich ganz anders gedacht, aber auch sich selbst hatte sie anders gedacht. In ihren Träumen und Dichtungen war es gleichsam auf der anderen Seite des Meeres gewesen, der Nebel der Ferne hatte ahnungsvoll die Unruhe der Einzelheiten verschleiert und die Formen in großen Zügen zu einem geschlossenen Ganzen gesammelt; darüber hatte das Schweigen der Ferne seine Feststimmung gebreitet, und es war so leicht gewesen, es in Schönheit zu fassen — aber jetzt, wo sie mitten drin war und jeder einzelne kleine Zug für sich dastand und die vielen Stimmen der Wirklichkeit hatte, und die Schönheit sich brach wie das Licht des Prisma — jetzt vermochte sie es nicht zu sammeln, sie konnte es nicht zu sich auf das Ufer bringen, und mit tiefem Mißmut mußte sie eingestehen, daß sie sich arm fühle inmitten all dieses Reichtums, mit dem sie nicht umzugehen wußte."

Diese Stelle fällt mir nun gerade ein, da ich im Schnellzug sitze, der mich von Wien über Prag-Dresden-Berlin nach Kopenhagen und von da weiter nach Schweden ins Land der Mitternachtssonne und der tausend Seen bringen soll. Und ich denke daran, daß die Welt und vielfach auch das Leben eigentlich am schönsten sind so wie sie sich in unsern Träumen und Phantasien spiegeln. Daß sobald die nüchterne Wirklichkeit eingreift, alle Schönheit zersplittert und sich im einzelnen verliert. Daß die Königsmäntel und Goldgewänder, mit denen unsere Einbildungskraft die Dinge schmückte, ihnen von den Schultern gleiten, und alles neue in klaren aber frostigkühlen Linien vor uns steht.

Wie oft — und auch jetzt wieder, während der Zug durch die Ebene fliegt — blieb nicht der Sinn an irgend einem Winkel der Welt haften; an einer stillen Waldecke, wo lichte Buchen zwischen dunklen Tannen hervorlugten und die Sonne goldig zitternde Kringel auf den grünen Moosboden malte; oder an einem stillen, heimeligen Städtlein mit geheimnisvoll raunenden Erinnerungen und alten Geschichten in jedem Winkel, mit blauem Himmel und weißen ziehenden Wolken darüber. Und das Gefühl stieg in einem auf: Hier möchtest du bleiben,

hier muß der Frieden und die Harmonie des Daseins zu finden sein, die alle unruhigen Wünsche und alle Sehnsucht wie in einem stillen Hafen zur Ruhe kommen lassen. Und wenn man dann zufällig einmal an einem solchen Ort blieb, wenn er uns sein wahres Gesicht zeigte und nicht das, zu einer Einheit gesammelt, der Augenblick in unserer Vorstellungswelt erstehen ließ, wenn die Kleinlichkeiten des täglichen Lebens und seine alles abstumpfenden, trägen Gewohnheiten in den Vordergrund traten, dann mußten wir einsehen lernen, daß es hier nicht besser war, als anderswo, daß auch da der größte Teil der Menschen engherzig und gemein in ihrem Denken und erbärmlich feig in ihren Taten waren.

Und deshalb scheint mir — mögen mich auch poesielose Nüchterlinge und über Schönheit und Kunst erhabene commis-voyageurs deswegen einen unnützen Träumer schelten — die Schönheit der Welt doch mehr in dem Bild zu liegen, das in unserer Phantasie davon lebt, als in dem wirklichen. Einen klaren Sinn für das Reale und Natürliche kann man dabei trotzdem ebensogut haben wie ein anderer. Der Umstand, daß man hin und wieder in den Wolken und bei den Sternen lebt, beweist noch nicht, daß man auf der Erde nicht auch fest stehen kann, wohl aber, daß man auch zu fliegen vermag, wenn es sein muß und nicht gezwungen ist, beständig mit dumpfen Sinnen und schweren Sohlen am Staub der Erde kleben zu bleiben.

Verzeihen Sie, wenn ich so ganz unvermittelt für das Recht des Idealen wieder einmal eine Lanze breche. Es ist mir gerade so eingefallen, wie denn einem auf der Bahn die merkwürdigsten Dinge durch den Kopf gehen. Das gleichmäßige Rollen der Räder schläfert alle Außendinge ein, es ist förmlich, als ob sämtliche Gedanken sich nach innen kehrten. Schade daß Plato, Spinoza, Kant, Hegel und wie sie alle heißen, die „der Trübsal süßer Milch, Philosophie", zugetan waren, nicht im Zeitalter der Dampfkraft gelebt haben. Sonst würde heute wohl ein Professor oder sonst ein Schriftgelehrter eine Formel finden für den Einfluß des Eisenbahnfahrens auf das menschliche Gehirn und die philosophische Spekulation.

Mittlerweile ruft der Speisewagenkellner zum Essen. Da der Mensch ja nicht vom Geist allein lebt und ich mit dem hagern Cassius der Ansicht bin, daß das Festhalten an der Lehre Epikurs immerhin was für sich hat, leistet man der Aufforderung gerne Folge. Man muß nicht immer wollen was göttlich, sondern des öftern auch was menschlich ist. Der Größenwahn wird sonst zu groß, und man kommt leicht in Versuchung zu seinem Bruder zu sagen: Du Narr! was einen bekanntlich nach Matthäus, dem Zöllner und nachmaligen Evangelisten des höllischen Feuers schuldig macht.

Mir im Speisewagen gegenüber sitzt an der Seite eines ältern

Herrn — offenbar ihres Vaters — eine junge Dame, Ende der Zwanziger. Ein seltsam anziehendes Gesicht, das aus einer Fülle von schweren dunklen Haaren heraus mich ansieht. Hin und wieder greift sie mit weichen, langsamen Bewegungen der feingeformten Hand herauf, um etwas an den Haaren zu ordnen. Dann läßt sie wieder den Blick zum Fenster hinaus in die Ferne gleiten, und es liegt dann in ihrem Antlitz etwas Unergründliches, Rätselhaftes, als ob sie gar nicht mehr da wäre, sondern irgendwo weit draußen in der Welt auf einer fernen Insel im Meere, wo das Licht in blinkenden Wellen an die Klippen schäumt, wo fremdartige Vögel sich in blauen Lüften wiegen und das Märchen mit verträumten Augen am Strande vorüberzieht. Keine jener Frauen, deren Anblick uns die Sinne in wildem Wirbel aufwühlen, wohl aber die Seele. Nicht das Körperliche ist es, nicht die bestrickenden Bewegungen der Glieder und der Reiz der Formen, der uns so anzieht, wir fühlen nicht die schweren berauschenden Düfte der Leidenschaft uns atembeklemmend entgegenströmen und alles Blut vom Herzen zum Kopf treiben, daß unser ganzes Sein in glühendem Verlangen sich aufbäumt und nichts will als besitzen und nur besitzen. Sondern eine jener Wenigen, von denen wir glauben, daß sie in den tiefsten Grund unseres eigenen rätselhaften Wesens hinunterzusteigen vermöchten, daß sie all das Dunkle und Sehnsüchtige, all das Verworrene und Schwermütige in uns so verstünden, wie wir es uns einmal erträumten, als wir als junge unfahrene Menschen ins Leben hinaustraten. Eine von jenen Heiligen, auf deren weißen Stirnen aller Glanz und alle Hoheit leuchten, die wir ihnen in unsern besten Stunden zu verleihen vermochten und wie sehr wir auch den Schmutz und die Gemeinheit, die alles Menschliche umgeben, kennen lernten, uns doch den Glauben an das Weib aufrecht erhielten. Sie verstehen wohl, wie ich es meine.

Der Zug fährt über eine hohe Brücke, aus deren Tiefe die helle Wasserfläche eines breit und träg dahinfließenden Stromes heraufblinkt. In meinem Gehirn verschiebt sich ein Gedanke: Wenn die Brücke nun plötzlich zusammenbräche und wir alle in die grausige Tiefe hinunterstürzten? Was ich da wohl tun würde? Gewiß würde ich zuerst die junge Frau zu retten versuchen. Ich sehe mich schon, wie ich sie im Arme halte und unter dem Wasser mit weit offenen Augen einen Ausweg suche aus dem Gewirr von Eisenbalken, Trümmern und Wagenteilen, aus dem ersterbenden Röcheln und Gurgeln der ertrinkenden Menschen. Schon bin ich selbst dem Ersticken nahe, da bekomme ich den eingeklemmten Fuß frei, eine Welle reißt mich empor und mit letzter Anstrengung bringe ich die Ohnmächtige ans Land.

Mit fast visionärer Deutlichkeit sehe ich das alles. Und wenn nun die Brücke wirklich eingestürzt wäre, wer weiß, ob ich mich da nicht ganz

anders verhalten, ob ich nicht zuerst an meine eigene Rettung gedacht hätte. Wir sind ja meist nur in Worten und Gedanken groß, in den Taten aber so egoistisch und feig, daß es einem manchmal vor sich selbst und dem ganzen Menschengeschlecht ekelt. Aber ich glaube, ich hätte die junge Frau doch zu retten versucht, selbst auf die Gefahr hin, ein Narr gewesen zu sein. Haben doch Hunderte für das Lächeln einer holden Frau selbst ihr Leben dahingegeben, haben Tausende für weniger jahrelang die bittersten Qualen erduldet. Ich will nur einen nennen, Cyrano de Bergerac, den Helden mit der starken Faust und dem sehnsüchtigen Herzen, den gascognischen Poeten, dessen Witz so scharf war wie seine Klinge und dessen Geist nur überragt wurde von der Größe seiner Nase. Schweigend hatte er dem andern zum Glück mit der geliebten Roxane verholfen, hatte nach dessen Tod vierzehn Jahre lang seine glühende Liebe zu ihr still mit sich herumgetragen, um in seiner Sterbensstunde zu der angebeteten Frau sagen zu können:

„Je ne veux pas que vous pleuriez moins ce charmant,
Ce bon, ce beau Christian; mais je veux seulement,
Que, lorsque le grand froid aura pris mes vertèbres,
Vous donniez un sens double à ces voiles funèbres,
Et que son deuil sur vous devienne un peu mon deuil."

In Prag steigt der alte Herr mit seiner Tochter aus. Wie sie an meinem Fenster vorbeigehen, schaut die junge Frau auf und ihr Blick bleibt einen Moment an mir haften. Es lag darin etwas wie ein ahnendes Verstehen alles dessen, was mir durch den Kopf ging, während sie mir gegenüber saß. Und ich empfinde diesen Blick fast wie eine leise Liebkosung, so etwa, wie eine weiche, kühle Frauenhand, die einem im Traume über die Stirne streicht, um dann wieder zu verschwinden. Unwillkürlich denke ich an das schöne Gedicht „Mon rêve familier" von Paul Verlaine, das Richard Schaukal übertragen hat.

Und immer wieder hab' ich dies Gesicht
Im Traum: ich lieb ein Weib, das mich versteht
Und liebt, und wie sie kommt und wie sie geht,
Ist sie dieselbe stets und wieder nicht.

Nur diese Fremde kennt mich, nur ihr Licht
Erhellt mein Herz, das niemand sonst errät,
Und meine Stirn, von Perlen übersät,
Kühlt sanft der Kranz, den sie aus Tränen flicht.

Ich weiß nicht, ob sie blond ist oder braun,
Weiß ihren Namen nicht, mir blieb allein
Sein Klang ihm Ohr; er lädt zum träumen ein.

Ihr Blick ist so wie Marmorbilder schaun,
Und ihre Stimme tönt so fern, so schwer,
Als käm sie von geliebten Toten her. —

Dankbar blicke ich der leichten, eleganten Frauengestalt nach bis sie im Gedränge auf dem Perron verschwindet. Sie hat mir ein freundliches Bild in der Seele zurückgelassen, und wenn es auch der Tag oder vielleicht schon die nächste Stunde wieder verweht, einmal war es doch da, einmal hat es mir doch geleuchtet und mit reichen Gedanken mein ganzes Wesen erfüllt. Es war nur eine Stunde, aber reihen Sie alle solche Stunden wie Edelsteine an eine Kette, und das ganze funkelnde, lachende und glühende Leben mit all seinem Licht und Glanz, mit all seinem Glück und seiner Seligkeit hängt daran. „Ein Tag kann eine Perle sein und ein Jahrhundert nichts", sagt Gottfried Keller irgendwo. Und mich dünkt, der Zürcher Meister, der in seinen Dichtungen das Leben in seinen tiefsten Wurzeln erfaßt, hatte so Unrecht nicht.

Da ich später wieder nach Dresden komme und heute Berlin noch erreichen will, lasse ich für diesmal die sächsische Residenzstadt samt ihrer berühmten Galerie links liegen und grüße sie vorläufig nur aus der Ferne, Mantegna und Botticelli, Tizian und den göttlichen Raffael, Rubens, Rembrandt, van Dyk, Murillo und alle ihre Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfahren, in deren schönheitstrunkenen Augen die Wunder der Welt ihre ewige Wiedergeburt feierten.

Auch über Berlin wüßte ich Ihnen nicht viel Neues zu erzählen, umsomehr, als ich andern Tages schon früh wieder in den Zug stieg, um in Warnemünde an der Ostsee, bei prachtvollem Wetter die Überfahrt nach Dänemark anzutreten und am Abend Kopenhagen zu erreichen.

Wirklich sehenswert fand ich in Kopenhagen während meines Aufenthaltes daselbst nur das Thorwaldsen-Museum mit teilweise ganz prachtvollen Originalen des berühmten Bildhauers; dann die verschiedenen Gemäldegalerien, die Carlsberg-Glyptothek, einige Kirchen und Schloß Rosenborg. Aufgefallen sind mir dagegen in den Straßen eine große Zahl sehr ungraziös und „schlampig" angezogener Damen. Das komme von der Frauenemanzipation, die in den nordischen Ländern sehr weit vorgeschritten ist — bekanntlich ist da die Ibsensche „Nora" längst ein überwundener Standpunkt, während man sich in deutschen Landen immer noch darüber empört, daß so eine Frage überhaupt diskutiert wird — wurde ich belehrt. Ich danke schön! Ich war bis jetzt, wie Sie wissen, stets für die Gleichstellung beider Geschlechter. Wenn aber die Emanzipation der Frau das Recht geben sollte, sich schlecht und nachlässig anzuziehen, so bin ich mit allen gegen null Stimmen dagegen. Und wenn man einwendet, die Kleidung habe doch mit der Gleichberechtigung der Frau nichts zu tun und meine Gründe seien wieder einmal Herrenlogik, so behaupte ich, daß diese Gleichberechtigung noch viel weniger mit dem schlechten Geschmack in bezug auf die Damentoilette zu tun hat. Und vorläufig halte ich es für weit wichtiger, daß die

Frauen nicht gegen das ästhetische Gefühl und den guten Geschmack sündigen, als daß sie sich politisch in den Haaren liegen und darüber abstimmen, ob irgend ein Streber dumm genug für das ihm zugedachte Amt ist oder nicht.

Doch lassen wir das, umsomehr als ich mich bereits wieder auf dem Schiff befinde und zum Hafen von Kopenhagen herausfahre, an den mächtigen Personen- und Frachtdampfern und den noch größern Kriegsschiffen vorbei, die im Schutze der Strandbatterien vor Anker liegen. Hoch schlagen die schaumgekrönten Wogen am Schiffskörper empor, mit ruhigen, abgemessenen Flügelschlägen folgen die Möven seiner feuchten Spur, während die frische Meerluft einem kühl um Stirn und Schläfen streicht. Langsam versinkt im Duft der Ferne die dänische Küste hinter unserem Rücken, und vor uns liegt das weite unendliche Meer. Aber schon taucht, dem Blick kaum noch wahrnehmbar, aus der Flut der grüne Strand Südschwedens empor, wo meiner in den nächsten Wochen eine Reihe schöner Tage voll neuer Eindrücke und frisch pulsierenden Lebens harren. Davon dann das nächste Mal. Für heute verbleibe ich mit vielen Grüßen wie immer der Ihrige.

Über Schauspielkunst und Schauspielkünstler.

Von **Hermann Lang.**

Alle Kunst entwickelt sich aus sich selbst, aber nur durch die Künstler, indem diese an ihr sich entwickeln. Das Talent als natürliche Veranlagung ist allezeit gleich. Es übt sich an den Gegenständen seines Gesichtskreises und strebt nach der Vollendung seiner Vorbilder, um sie zu überholen. Die Weite des vom Zeitalter beherrschten Gesichtskreises und die von den Vorbildern erreichten Grade des Fortschrittes bestimmen die Entwicklungsmöglichkeit und das Wachstum des Talentes. Die geniale Begabung eines Giotto kommt nicht nur der der größten Cinquentisten gleich, auch seine Werke reichen, im Verhältnis des Zeitunterschiedes und in Rücksicht auf die weit auseinanderliegenden Entwicklungsstufen, an die Bedeutung leonardesker oder raffaelesker Werke heran. —

So entwickelt sich also der Künstler an der Kunst, wie diese durch ihn. Es tritt demnach eine Wechselwirkung ein. Das gilt für jede Kunst, auch für die des Schauspielers, obwohl sich ihr inneres Verhältnis zum Künstler etwas anders darstellt. Die Schauspielkunst ist